

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

305 (31.12.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr.

an das Gerüst von geronnenem Eiweiß ab, aus dem das Brot außer der Stärke besteht. Das Endresultat ist, daß sie dadurch härter werden, womit aber auch die ganze Brotmasse zusammenordert und zugleich an Geschmack verliert. Das Aufweichen der Kruste bei Semeln im ersten Stadium des Aufwerdens scheint darauf zu beruhen, daß die Kruste, im verflüssigten Zustand eben dieses aus den Stärkekörnern austretende Wasser aufsaugt.

Alle diese Prozesse kann man aber ebenso gut wie durch Wärme auch durch Kälte verhindern. Bei Null Grad und noch mehr bei minus zwei bis drei Grad vollzieht sich das „Mitbadwerden“ immer schneller und intensiver, aber je tiefer man darunter abkühlt, desto langsamer erfolgt die ungünstige Veränderung, und schon bei minus 10 Grad ist Brot auch nach 48 Stunden nur mehr halb altbacken. In kühler Luft aufbewahrt, bleibt es in Konsistenz, Geruch und Geschmack, wie es scheint, unbegrenzte Zeit hindurch dem frischgebackenen Brote gleich.

Es sind aber damit noch nicht alle ungünstigen Einwirkungen des Lagerns beseitigt. In lange liegendem Brote treten gerne säurebildende Bakterien auf und schon wenig Säure verdirbt den Broteschmack auf das Empfindlichste. Auch kann durch Feuchtigkeit die Beschaffenheit der Kruste leiden und das Brot seine Knusperigkeit verlieren.

Beiden Mängeln läßt sich nun ohne große Umstände und Kosten abhelfen, und der Erfinder dieser neuen „Brot- aufbewahrungsmethode im Eiskeller“ gibt sich der Hoffnung hin, daß schon in naher Zukunft der Bäcker seine Waren ebenso lagern lassen kann wie der Brauer das Bier und der Fleischerporteur die aus Australien oder Rußland bezogenen geschlachteten Hammeln und Schafe.

Mit einem Schlag hört dann das Bedürfnis nach Nacharbeit im Wägereibetriebe auf und zehntausende der Gehilfen und kleinen Meister können endlich ein menschenwürdiges Dasein führen.

Ein Mensch ohne Gehirn.

Der Begriff eines lebenden Tieres ohne Großhirn ist den Naturforschern sehr wohl geläufig, seitdem es dem berühmten deutschen Seelenforscher Golz gelungen ist, drei Jahre hindurch einen Hund, dem das gesamte Großhirn entfernt wurde, zu beobachten. Die Leistungen dieses Tieres, das ja nach der herrschenden Ansicht nicht fühlen, sehen, riechen, hören, noch weniger „denken“ konnte, waren erstaunlich. Es kletterte, lief eilfertig umher, schlief wie sonst, fraß auch normal und konnte dabei sogar noch einiges lernen. Wodurch seines Weiterlebens war allerdings, daß das sogenannte Urhirn unverletzt blieb, weil dieses alle Betätigungen des rein animalischen Lebens reguliert.

Daß das Großhirn des Menschen nun für seine Existenz keine wesentlich andere Bedeutung habe, wie für die höheren Säugetiere, glaubte man daraus schließen zu können, daß bei Neugeborenen noch gar keine tätigen Nervenfasern zwischen diesem Urhirn und dem Großhirn vorhanden sind. Immerhin war es von sehr großem Interesse, daß nun in Pflügers Archiv der Anatomie (1913) von den Nervenforschern L. Edinger und W. Fischer der erste Fall mitgeteilt wird, in dem ein Kind 3 1/2 Jahre lang lebte, bei dessen Sektion sich ergab, daß ihm das Großhirn und alle von ihm ausstrahlenden Nerven vollständig fehlten und in wasserhältige Massen umgewandelt waren.

Dieses unglückliche Weibchen verhielt sich nun aber ganz anders als der von Golz beobachtete Hund. Die ganzen Jahre her lag es fast bewegungslos im Schlafe da und benötigte niemals seine Hände zu Instinktsbewegungen. Vom zweiten Jahre an schrie es ununterbrochen, doch konnte das Geschrei durch Andrühen, namentlich des Kopfes, sofort gestillt werden. Ganz ausgeschlossen war es, das Kind irgend etwas zu lehren, überhaupt irgend ein Zeichen seelischer Betätigung an ihm zu finden. Sein Dasein ging über Nahrungsaufnahme, Verdauung, Schlafen und Schreien nicht hinaus.

Es ergab sich also deutlich, daß der Mensch von dem Behälter seelischer Erfahrungen, wie man das Großhirn ge-

nannt hat, viel mehr abhängig ist, als auch die höchstentwickelten Tiere, daß offenbar die ganze mit ihm vorgegangene Entwicklung sich nur auf sein seelisches Leben konzentriert hat, so daß sich auch der Naturforscher eine noch höhere Steigerung des Typus als Mensch sich nur als zunehmende Verfeinerung seines bewußten Lebens vorstellen kann.

Für unsere Frauen.

Die Frauen in der Gemeinde.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat sich nicht entschließen können, einen weiblichen Bürgerdeputierten für die Armenverwaltung zu wählen. Die Mehrheit gab ihre Stimme dem männlichen Kandidaten, obwohl die ebenfalls vorgeschlagene Frau Ottilie Gerndt bereits seit einigen Jahren als Vorsitzende einer Armenkommission tüchtige Arbeit leistet. Die Ablehnung wurde in privaten Gesprächen damit begründet, daß ihr Gegenkandidat bereits früher zur Wahl vorgeschlagen gewesen sei.

Nun wollen die Genossen in der Berliner Stadtverordnetenversammlung versuchen, auf andere Weise durchzusetzen, daß endlich einmal Frauen in die Armenverwaltung gelangen. Die sozialdemokratische Fraktion hat den Antrag gestellt:

- „Die Stadtverordnetenversammlung wolle beschließen:
- a) Den Magistrat zu ersuchen, einer Vermehrung der Armenverwaltung um drei durch Bürgerdeputierte zu besetzende Stellen zuzustimmen;
 - b) für diese drei neuen Stellen Frauen zu wählen.“

Man darf auf die Behandlung dieses Antrages gespannt sein. Irgend einen rechtlichen Grund, der gegen die Wahl von Frauen in die Armenverwaltung spräche, gibt es nicht, obgleich die Berliner Kommunalverwaltung lange Jahre hindurch behauptet hat, daß Frauen in den Deputationen weder Sitz noch Stimmen haben dürften. Unsere Anschauung wurde aber vor etwa einem Jahre durch das Gutachten des Stadtsyndikus bestätigt. Außerdem haben bereits seit längerer Zeit eine ganze Reihe von Städten, unter ihnen Charlottenburg, Frankfurt a. M., Danzig, Bremen, Cassel, Bielefeld, Bonn, Kempten, Ratibor und Stolp Frauen in der Armenverwaltung, und sie haben sich dort in der Arbeit durchaus bewährt.

Berlin gehört überhaupt zu den Städten, die sich am längsten gegen die Heranziehung weiblicher Arbeitskraft zu den städtischen Kommissionen gewehrt hat. Die Reichshauptstadt hat sich von kleineren Städten weit überflügeln lassen. Ob nun die rückständige Mehrheit des Berliner Stadtparlamentes dem Antrag auf weibliche Bürgerdeputierte zustimmen wird, muß abgewartet werden. Der Freisinn hat hier einmal Gelegenheit, zu beweisen, daß es ihm ernst ist mit seinem Programm. Er hat ja bekanntlich das Eintreten für das Frauenwahlrecht abgelehnt, aber dabei versprochen, sich für eine Erweiterung des kommunalen Betätigungsgebietes für die Frauen einzusetzen.

Lange hat es gedauert bis sich Berlin entschlossen hat, eine Wohnungspflegerin anzustellen. Vor kurzem endlich ist Fräulein Dr. Jillesen aus Halle mit diesem Amt betraut worden. Die Gemeinde Berlin-Brick wird am 2. Januar 1914 einen Arbeitsnachweis errichten, der von einer Beamtin geleitet werden soll.

Etwa 18 000 Frauen stehen heute im Deutschen Reich in der kommunalen Arbeit. Auf allen Gebieten, zu denen die Frauen zugelassen werden, finden wir sie: in der Armen- und Krankenpflege, Wohnungspflege, Schulverwaltung, Fürsorge usw. Aber selbst diese Frauen, die doch erheblich an dem Fortschritt der Gemeinden beteiligt sind, haben nicht die geringste Möglichkeit auf die Kommunalpolitik einzuwirken. Das Wahlrecht ist und bleibt ihnen verweigert. Im Großherzogtum Oldenburg, dessen Parlament als erste deutsche Volksvertretung beschloß, das passive Frauenwahlrecht zur Kommunalvertretung einzuführen, hat sich die Regierung geweigert, den Beschluß zu sanktionieren. Nun hat der Landtag eine Vorlage angenommen, wonach den Frauen, die das 24. Lebensjahr vollendet haben, Sitz und Stimme in gewissen Ausschüssen der Gemeinde gewährt werden soll. Das ist gewiß kümmerlich genug gegenüber dem vorjährigen Beschluß. Aber es ist immerhin ein Fortschritt und niemand hindert den Landtag, die Entschliebung über das passive Wahlrecht der Frauen noch einmal zu bekräftigen und so der Regierung zu zeigen, daß die Volksvertreter nicht etwa inwieweit anderen Sinnes geworden sind.

An der Wende.

Von Theodor Storm.

Ich hab es mir zum Trost eronnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:

Ich sage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsingewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donner Schlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Zu neuer Arbeit ruft ein neues Jahr!

„Guch scheint die Zukunft eine Wetterwolke,
Wir steigt sie lichtvoll aus der Zeiten Schoß.
Sie bringt das Heil dem schwerbedrängten Volke,
Nacht es vom Wahne der Verblendung los.“
(Aus Ludovico Parcia's „Silvestergedanken“.)

Weil man die Zukunft nicht sieht, wünscht man sich gegenseitiges Gutes für sie. Aber es gibt fast nichts heuchlerischeres unter der Sonne als das übliche Neujahrswünschen! Man denke nur: Am 1. Januar geht in Wien und Berlin, in London und in Petersburg jeder Gesandte in die Palais der andern, um sich gegenseitig — Glück zu wünschen. In Venn fahren am Neujahrstag die Vertreter der ausländischen Staaten ins Bundeshaus, um dem Präsidenten die Gratulation ihrer Souveräne der Neupräsidenten des Massenmordes, zu überbringen. . . .

Kann man sich etwas Unehlicheres denken? Sie wünschen sich Glück zum neuen Jahre — und wissen doch, daß unter den heutigen Verhältnissen das Unglück der einen das Glück der andern bedeutet. Augenberdrehend gratulieren sich die diplomatischen Vertreter — und heimlich rüsten ihre Regierungen die Schießkrügel, erpöhen sie gierig den günstigsten Augenblick, um wie wilde Tiere übereinander herzufallen! Verdammte Heuchler sind sie alle! —

Und ähnlich ist's mit dem Wünschen überall, wenn wir dabei die Herzenswünsche unter liebenden Verwandten und Freunden ausnehmen. Der Arzt wünscht seinen Patienten Gesundheit — aber ihr Gesundsein ist sein Unglück! Der Totengräber wünscht allen ein langes Leben — und hofft doch auf recht viel Leichen, denn sie bedeuten für ihn den Lebensunterhalt. Der Kaiser von Rußland drachtet wie der von Deutschland und Oesterreich Gratulationen nach London, Paris, Sofia, Belgrad und Konstantinopel — und heimlich machen alle die Schlachtpläne zurecht, konferieren mit ihren Generalstäben, um das Glück des einen auf Kosten des Unglücks des andern zu stellen! O über diese Neujahrswünsche!

Das Wünschen ist in der Tat noch inhaltsloser wie das Beten. Denn Beten ist doch in gewissem Sinne eine Tat, eine Handlung, durch die der Wille höherer Mächte zu Gunsten des Beters beeinflusst werden soll. Der Wunsch aber, zumal der übliche „Glückwunsch“ ist nicht der Ausdruck eines bestimmten Willens, sondern der eines mitunter sehr zweifelhaften Gesinnung.

Wohl kann ein solcher Wunsch in der Gesellschaft harmonisch vereinigt Interessen (wie wir sie erstreben) eine Selbstverständlichkeit sein, aber in untrer Zeit mühtend widerstrebender Interessen wird er heuchlerische List oder abscheuliche Lüge.

Wie das Gebet ist meistens auch der Wunsch der Ausdruck menschlichen Schwächebewußtseins. So wie jene ländlichen Bevölkerungskreise am meisten beteten, die unberechenbaren Kräfte der Natur ohne Schutz und Hilfe ausgelegt waren, so wünscht man auch zumeist das, dessen Werden vom menschlichen Willen unabhängig und dem Zufall preisgegeben zu sein scheint. Wünschen ist die Sitte einer Menschheit, die stille zu stehen vermeint, heißt irgendwo bei Verangere; ihr Wünschen gilt deshalb dem zeitlich begrenzten Einzelschicksal.

Wir aber haben erkannt, daß die Menschheit nicht stille steht, daß unsre Lage sich nicht gestaltet nach der Fülle glücklicher oder unglücklicher Zufälle, sondern daß wir Wollende und Erkennende sein müssen. Wir verdrängen deshalb mit unsrer Aufklärung die gemütlich-enge spießbürgerliche Beschränktheit, verdrängen mit Bewußtsein die schwächlich-feige und höflich-glatte Wunschseligkeit, wir setzen an ihre Stelle den edlen Willen und die raube Tabereitschaft im Dienste der Allgemeinheit: Nicht Wünschen kann die Welt erlösen, — nein, Wollen nur und Kühne Tat; denn Wurzel alles mächtig Bösen ist feiger Wünschefauler Saat. So singt poetisch nicht sehr schön aber wahr Robert Seidel.

Wir sagen deshalb auch nie zu den Arbeitern: Wünscht euch eine bessere Zukunft, sondern: erkämpft und ertrögt euch, was ihr braucht und wollt! Unser letzter Neujahrswunsch lautet: Wir wünschen euch, daß ihr endlich aufhört zu wünschen, und daß ihr nach und nach euerm erkannten Besten zu wollen und zu handeln beginnt! Die Welt soll nie stille stehen im neuen Jahre, ihr sollt sie vorwärts stoßen mit euren Fäusten! Und wenn unsre Gegner meinen, daß das poesielos sei, grob oder pietätlos, dann erinnern wir sie an den trefflichen Neujahrsspruch Goethes, er auch „poesielos“ klingt, aber doch beherzigenswert bleibt:

„Zum neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen andert halbe!“

Zum Wünschen läßt uns das Leben auch gar keine Zeit mehr: das Ueberwinden alles Schlechten und Ueberleben, das Verteidigen alles Guten, die Erfüllung der Gebote der Gerechtigkeit, die Schaffung einer besseren Gesellschaftsordnung usw. nimmt alle unsre Kraft in Anspruch. „Denn soll der Mensch im Leibe leben, so brauchet er sein täglich Brot; und soll er sich zum Geist erheben, so ist ihm keine Freiheit not!“ Weder Brot aber noch Freiheit können wir uns erwünschen, wir müssen sie als der Güter höchste fordern und erkämpfen, gegebenenfalls sogar nehmen. Und just die Jahreswende erdacht uns als die Zeit, wo wir auf die Erfüllung der Prophezeiung Niderts hoffen dürfen, jener Prophezeiung, die uns den Sieg verbürgt:

„Zwei Kampfparteien stehen im Feld der Gegenwart,
Gewappnet jede mit besondrer Waffenart.
Wie heißen die Parteien und warum ist der Streit?
Die Zukunft heißen sie und die Vergangenheit.
Die kämpfen um das Sein und jene um das Werden.
Wer sagt mir, wie der Streit zu Ende geht auf Erden?
In ihrem Namen ist der Ausgang prophezeit:
Wie hielt noch vor der Zukunft stand Vergangenheit!“

In diesem Sinne nehmen wir ohne Trauer Abschied vom alten Jahr, drücken unsern Kampfgenossen rauh die Hand zum Neujahrsgruße und beginnen alsbald im neuen Jahre die neue Arbeit, immer eingedenk des Marbacher

Denkwort: „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.“ Oder wie Peter Schlemil das selbe etwas lustiger ausdrückt:

Noch einen Blick dem alten Jahre,
Dann legt es auf die Totenbahre!
Ein neues grünt in vollem Saft,
Ihm gelte unsre ganze Kraft!

Wir fragen nicht: Was wird es bringen?
Nur lieber wollen wir es zwingen,
Dass es mit uns nach vorne treibt,
Nicht rückwärts geht, nicht stehen bleibt.

Nicht schwächlich, was sie bringt, zu tragen,
Die Zeit zu lenken, laßt uns wagen!
Dann hat es weiter nicht Gefahr.
In diesem Sinne: Froh Neujahr!

R. A.

Silvester.

Gebrauche, Aberglauben und Wünsche
von Elisabeth Heydemann-Mähring.
(Nachdruck verboten.)

Mit der sinnigen Gewohnheit unserer Vorfahren möchte ich beginnen, die gebot, am ersten Tage des neuen Jahres denen, die man lieb hatte, einen Rosmarinweig zu reichen, jenes Segensreis, das einst dem Fro, dem Gotte des Lebens, und der Frau Holle geweiht war, das Wahrzeichen unwandelbarer Treue, nie schwindender Erinnerung. Glaubte man doch sogar, daß dieses Wunderkraut das Gedächtnis stärke. Und sicherlich hängt mit dieser Bedeutung der alte Brauch zusammen, auf Gräbern Rosmarin zu pflanzen. So wurde aus dem Leberreis das Rosenzweiglein, und das schwermütige Volkstied erwähnt es immer und immer wieder.

Das herb handgreifliche Leben vergräbete nun die Innigkeit aller Getränke, und wir sind gewohnt, mit einem gewissen Unbehagen, an die überlauten Feiern der Nacht zu denken, in der sich für einen Herzschlag Vergangenheit und Zukunft grüßen. Am Ende tut man wie ein Kind, das mit Singlied und überlauten Füßen einen dunklen Raum betritt, vor dem sich sein Seelchen fürchtet. Oder ist tollkühne und prahlende Wechsellust gegen das kaltlächelnde Rätsel, das da auf der Schwelle zu einem neuen, unbekanntem Lande liegt?

Auf jeden Fall ist es ein im nächsten Empfinden wurzelndes Bedürfnis, das uns treibt, diese Nacht am liebsten im Kreise froher oder doch lieber Weggenossen zu verbringen. Nur sollte Freude, Erwartung oder was sonst im Menschen zu Mittelsamkeit und Ausdruck drängt, nicht zu wüstem Loben entarten, zu beschämenden Unwürdigkeiten.

Es würde hier viel zu weit führen, wollte ich eingehend von den Zusammenhängen sprechen, die unloslich das germanische Fest mit den Feiern unserer Kirche und unseres bürgerlichen Lebens verbinden. Aber es ist kaum eine der uns überlieferter Gewohnheiten, die ihren Ursprung nicht in der Feierlichkeit des Alls hat, und unsere Vorfahren haben die sie umgebende Natur hellsehend wie Dichter von Gottes Gnade.

Später hat der Tradition mißgestaltetes Kind, der Aberglaube, Unheimliches aus Erdgeruch werden lassen, aber die Lust des Menschen, der seinen „Dickmutsabend“ feiern will, wie der Silvesterabend hier und dort genannt wird, wandelt den Spuk in scherzende Drakel. Die Zukunft soll und muß etwas Bergnüglicheres bringen — und gießt eine Unglückschale sich einer Sarg, wird man ihn in einen Badtrog verwandeln, der Reichtum, — satthafte Glück bedeutet. Jemand einen Buchstaben wird das heiratungslustige Mädchen sich schon aus der über den Kopf geworfenen Apfelschale herausfischen können. Ist es doch nun einmal die Nacht des vergnüglichen Selbsttrüges. Am Neujahrsmorgen soll man keinem alten Weibe als erster Kreatur den Gruß bieten — man wird es einzurufen verstehen — oder gerade diese Alte bedeutet ein Extraglück. Man sieht um Mitternacht in einen Spiegel, in ein fließendes Wasser, der oder die Zukünftige grüßt uns heraus; man wird ein wenig Vorhersage spielen können bei all diesen Drakeln. Man läßt einen Wokelfern bringen und

final dazu.

„Rennel, Rennel, Spring Ost, Spring West —
Spring na mine Allerleewest!“

Dieser oder diese „Allerleewest“ kommt dann aus der Richtung, wohin der Kern gesprungen ist. — Die Obstbäume soll man um Mitternacht tüchtig schütteln, damit sie aus ihrem Schlaf der zwölf Nächte gerüttelt werden, denn schon will die Sonne höher hinauf. Man legt auf einen vierkantigen Tisch auf eine Ecke einen Ring, auf die zweite ein Stück Brot, auf die dritte einen Kranz, auf die vierte ein Näpflchen mit Wasser. Mit verbundenen Augen wird man zu dem Tisch geführt und erfährt nun das Brot oder das Weib, wie es auch im vergangenen Jahr war, oder den Ring, d. h. Brautglück und Ehe, bis aber das Wassernäpflchen, so bringt das Jahr tränenreichen Trübsal. Der Kranz soll aber Tod bedeuten. Propheetische Träume ruft man in dieser Nacht der Seimlichkeiten herbei, wenn man vor dem Schlafengehen dreimal hinter sich die Bewegung des Säens macht und dazu den alten Obenburger Vers spricht:

„Zal sei, id seie Annelirn,
Dass mir mein Glück im Traum erschieen.“

Am Kreuzwege und an allerheiligsten Stätten, wie am Altar oder in der Sakristei, soll man sich nicht neugierig aufhalten, man könnte mit der traurigen Gabe des Leidenlebens beehrt werden.

Man käme nicht zu Ende, wollte man die bösen oder doch meisten guten Omen aufzählen, die in der Altjahrsnacht oder, wie wir sie nennen, der Neujahrsnacht, um die Zukunft befragt werden. Natürlich ist der Volksglaube stark, wenn es heißt, an ihre Erfüllung glauben, man erzählt viele, viele Silvestergeheimnisse. So sah ein Schiffer in der Silvesternacht lange aufmerksam in einen Spiegel, um zu erforschen, welches Mädchen er freien würde. Höhnisch lacht er dann auf. Wen sieht er? Das widerwärtigste und lieberlichste Mädchen des ganzen Dorfes und dazu eine Schar vernachlässigter Kinder. Das war doch wohl ein überer Scherz für den braven und ordentlichen Menschen. Aber leider soll er sein schlimmes Silvestergeheimnis dennoch geheiratet haben. Ein Küster, der schon einmal, als er in der letzten Nacht des Jahres, von einem unheiligen Orange getrieben, durch die Kirche zu gehen, die Toten des kommenden Jahres sah, weigerte sich seinem aufgeregten Pastor gegenüber, noch einmal diesen Gang zu tun — da tut der Herr Pastor es selbst und muß sich unter den vom Tode Gezeichneten erschließen.

Nun aber genug vom Unheimlichen — ein wenig vom guten Wünschen soll mein Schluß sein.

Eigentümlich und seiner Lebensart entsprechend, waren die Wünsche, die Friedrich der Große seinen Offizieren sandte. So lautete der Armeebefehl 1781: „Ihre Majestät der König lassen allen Offizieren zum neuen Jahre gratulieren, und die nicht sind, wie sie sein sollen, möchten sich bessern.“ Am 2. Januar 1783 stand in dem Glückwunsch, berichtet Reinsberg-Düringsfeld in seinem Buch „Das feilliche Jahr“: „Ihre Majestät der König lassen allen guten Offizieren zum neuen Jahre gratulieren und wünschen, daß sich die übrigen so betragen, daß Sie ihnen künftig auch gratulieren können.“

Im allgemeinen tragen die im Volksgebrauch üblichen und überlieferten Wünsche meistens lokalen Charakter.

In Seeland wünscht man sich „viel Schellfische und ein ruhiges Herz“.

Man wünscht sich in den Handelsstädten der Küste „viel Segen und wenig Verlust“.

Im Böhmerwald ruft man sich zu:

„Longs Käim, longs Käim!
Und en Badt voll Gold danu!“
„Langes Leben, langes Leben!
Und ein Beutel voll Gold daneben!“

Das Schwesterchen ruft nedend dem Bruder zu:

„Langes Leben, langes Leben!
Und hübsch viel Sälg' daneben!“

Die Gatter begrüßen sich mit:

„Langes Leben, langes Leben!
Und meine treue Liebe daneben!“

In der Eifel gilt das Wort:

„Glück zum Neujahr!
Lang zu leben!
Selig zu werden!“

Wir sehen, allüberall sieht Hoffen und Wünschen gleich aus und dreht sich um dieselben Güter des Herzens und des Leibes.

Das Alphorn.

„Zu Strahburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich blasen...“

Diese Verse eines der schönsten deutschen Volkslieder und die Situation des Deserteurs, sein Heimweh und seine Flucht kann niemand aus dem tiefsten heraus nachempfinden, wer nicht schon die Schweiz gesehen hat. Aber zu diesem Anschauungsunterricht gehört noch notwendigerweise ein Anhörungsstudium. Denn von dem Alphorn, seiner Form und dem Zauber seines Klangs, vor allem auch von der Art, wie und wo es gespielt hat, kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen, der es nicht schon hörte und sah. Dabei ist auch das Merkwürdige, daß das richtige Hören des Alphorns das Sehen fast ausschließt und umgekehrt das richtige Sehen fast zur Vorbedingung hat, daß man es nicht hört. Es ist ein Naturinstrument, für die allergrößten Entfernungen berechnet und nur die Musik des Konzertsalks, dessen Säulen von Felswänden gebildet sind und dessen Decke der Himmel ist, eignet sich für den urbarsten, fast an das Brüllen eines Fabeltieres in der Brunst erinnernden Ton des Alphorns. Aber einmal ist es mir auf einer Alpen tour durch einen günstigen Zufall gelungen, das Alphorn aus der richtigen Distanz zu hören und doch zugleich den Spieler genau beobachten zu können.

Es war auf der Schinigen Platte im Berner Oberland. Vor der Hotelterrasse konnte man im Licht des sinkenden Tages hinabschauen in die weichen, schönen Abgründe des Lauterbrunnens- und Nüttschinnentals. Die beiden tief eingerissenen Täler mit ihren fröhlich geschlängelten Straßen, dem kinderspielzeug ihrer Häuschen und den fern, über steile Felswände tosenden Wasserfälle, waren dem wandernden Auge ein Balsam. Dann glitten die Blicke an der von Felsrippen durchspannten Wand des Männlichen empor. Wie eine gewaltige Männerbrust breitete sich der Berg als Wehr vor der Jungfrau her, deren silberne Schönheit sich über den Männlichen hinweg in den Himmel hob. In der weichen Abendluft und im Schein der noch nicht gesunkenen Sonne lag das Hochgebirg in einer so vollkommenen Unerhörtheit von Menschenwerk da, wie es sich reiner auch den ersten Alpenreisenden vor hundert und mehr Jahren nicht darbieten konnte.

Da scholl irgendwoher wie aus endlosen Fernen ein großer machtvoller Ton zu mir herauf, der einen Menschenatem lang ausblies und sich dann in eine urweltartig primitive Melodie von aufwärtssteigenden und wieder abwärts gurgelnden Klängen auflöste. Die Bergwände gaben sich Bruchstücke des Riesensangs hin und wieder, bis die Melodie, manchmal wie aus einer Orgel brausend, manchmal wie von einer übermenschlichen Stimme gesungen, weich und voll in der Abendluft zerfloß.

Da kam der Wirt des Hotels und fragte mich, ob ich den Bläser nicht sehen wollte. In einer Ecke der Hotelterrasse war auf einem starken Eisenpostament ein Zifferferrohr montiert mit einem großen Trittpfosten davor. Der Wirt mußte auf die oberste Stufe stehen, das Instrument tief hinab ins Tal richten und nach einigen Sekunden sagte er: „Kommen Sie jetzt“.

Ich bestieg das Gestell und was ich sah war folgendes: Drüben auf einer der untersten Matten der Männlichen Wand, gerade wo diese einige hundert Meter tief ins Tal hinabstürzt, lag ein kleines Alphütchen, über dessen eine Dachseite ein blühender Gollunderbaum seine weichen Zweige legte. Auf einem ebenen Fleck der stark abgehängigen Wiese lag inmitten weidender Biegen und Schafe ein Hirte auf dem Bauch und blies in ein etwa drei Meter langes Holzrohr, das mit Bast umwickelt war und am Ende in einen mächtig großen Schalltrichter auslief. Vor dem Schalltrichter war aber noch eine sich nach hinten ver-

stärkende Holzrinne, vorn und hinten offen, aufgestellt, welche die Tragweite des Instruments wohl noch erhöhte, sollte. In dessen Längen der Künstler mit der Wirkung des zweiten Schalltrichters nicht zufrieden zu sein, denn er rief auf einmal ein kleines nur mit Gemb und Soße bekleidetes Büchlein, das die Mündung des Alpenhorns auf seine Schulter nehmen und so als Gestell dienen mußte. Dann sah ich, wie der Hirte in einem tiefen Zug die Lunge vollzog und seinen mächtigen Atem in das Rohr hineinsandte. Aber erst lange, wenn er das Mundstück vom Munde weggenommen hatte, kamen die Orgeltöne zu mir herauf auf die Schinige Platte. Ich brauchte nur das Auge um drei Millimeter von der kleinen Öffnung des Fernrohrs wegzunehmen und ich sah nichts mehr als die steile männliche Wand und dahinter die Jungfrau. Nicht einmal das Hütchen und den Gollunderbaum hätte ich mit bloßem Aug entdecken können.

Als ich wieder durch das Instrument hinabsah, weil das wunderbare mein Herz bewegende Singen und Dröhnen und Orgeln aufs Mal aufhörte, wollte das Büchlein seinen Lohr haben und nun selbst einmal blasen. Der Hirte mußte das Horn auf die Schulter nehmen und der Knirps legte sich genau wie sein großer Kamerad auf den Bauch und blies in das Rohr. Ich horchte gespannt und lang. Aber diesmal kam kein Ton herauf. Das war offenbar zu schwer für den Kleinen. Aber bald darnach, als wegen der abnehmenden Tageshelle auch das Fernrohr verbot, schwang sich wieder herauf wie das Urlied eines liebestrillen Giganten der Berge.

Und seither verstehe ich das Lied:

„Zu Strahburg auf der Schanz...“
A. Jendrich.

Warum wird das Brot altbacken?

Es regt sich durch die Bemühungen der Bäckergehilfenorganisationen endlich langsam das soziale Gewissen für das Unrecht, so viele tausend Menschen zu einer ihre Gesundheit zerstörenden und ihre Lebensfreude vergiftenden Nacharbeit zu zwingen, nicht um ein Bedürfnis, sondern um den Luxus zu befriedigen, daß man des Morgens knuspriges, frisches Gebäck auf dem Frühstückstische haben will. Würde man das Morgenbäck schon am Nachmittag des vorhergehenden Tages herstellen, wäre es namentlich bei feuchtkühlem Wetter schaff, sonst aber hart und altbacken.

Wertvoller als der Appell an die soziale Einsicht des Publikums, der letztlich wiederholt in diesem Punkte verlangt wurde, erscheint mir der Weg, den man neuestens von naturwissenschaftlicher Seite eingeschlagen hat, um die Bäcker von ihrer Nacharbeit zu befreien.

Dr. J. K. K., berichtet in der „Zeitschrift für Elektrochemie“ (1913) über lange Versuchsreihen, um die bislang noch unbeantwortete Frage, warum das Brot altbacken wird, zu klären.

Er kam hierbei zu dem etwas überraschend einfachen Resultat, daß dies durchaus von der Temperatur des Aufbewahrungsortes abhängt. Auch wenn man Wasserverlust vermeidet, wird Brot, das man nur 24 Stunden lang bei Zimmertemperatur, nämlich 0–25 Grad Cels., aufbewahrt, hart, und nach 48 Stunden wird es sogar ungenießbar. Anders wenn man es bei 60–70 Grad Cels. aufbewahrt. Geruch und Geschmack bleiben dann einige, wenigstens drei Tage hindurch, dem des frischen Brotes ungefähr gleich. Ja, man kann sogar altgebackenes Brot wieder wesentlich verbessern, wenn man es höheren Temperaturen aussetzt. Dies wissen die Bäcker schon längst, und es ist ein beliebtes Mittel, altes Brot durch kurzes Erwärmen im Backofen wieder aufzufrischen. Aber der Zauber hält nicht lange an. Binnen kürzestem, oft schon nach wenigen Stunden, kehrt solches Brot in seinen altbackenen Zustand zurück.

Dieser Weg, um das Altbackenwerden zu verhindern, erschien also nicht gangbar. Der Vorgang selbst ist ein physikalisch-chemischer, der sich vornehmlich in den durch das Baden verkleinerten Stärkekörnern abspielt. Sie verlieren die Fähigkeit, Wasser aufzunehmen, geben ihr eigenes desfalls